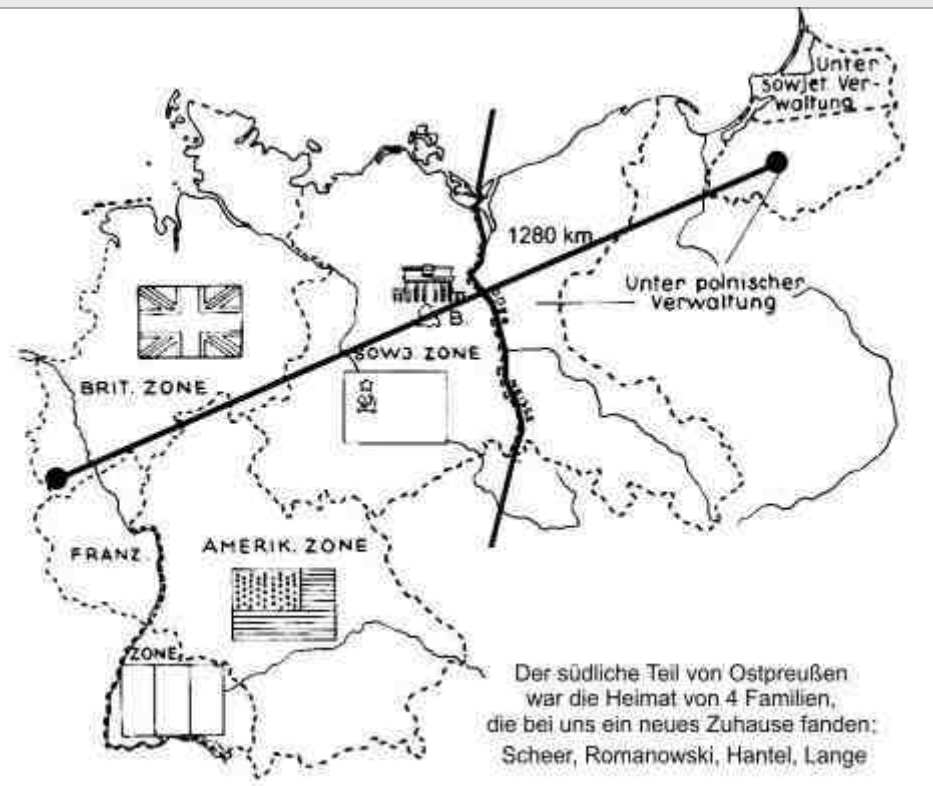
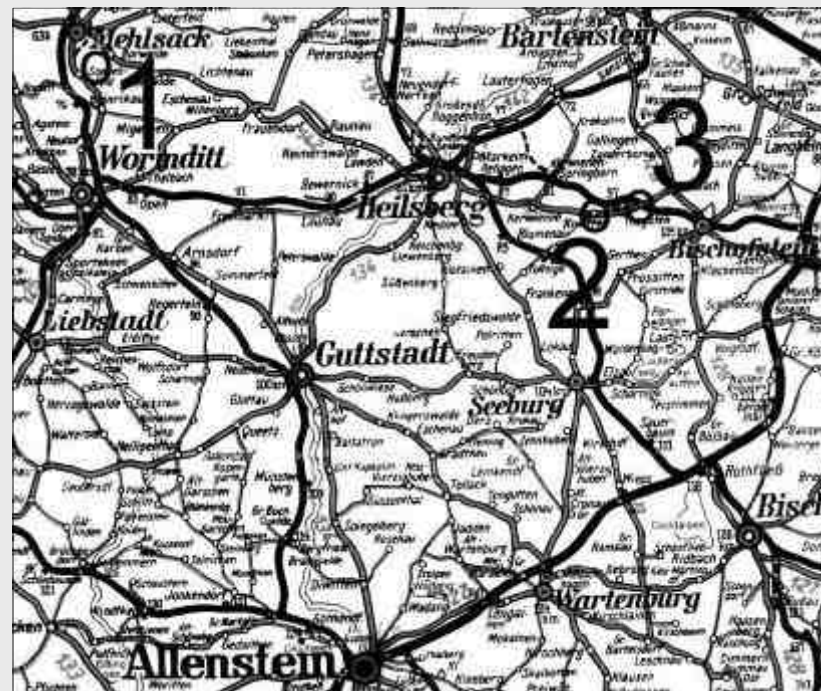


**Irmgard Scheer, verh. Klaus Friederichs, erzählt, wie sie Flucht und Vertreibung erlebt hat.**



Ich wurde 1936 in Ostpreußen geboren, mein Elternhaus steht heute noch in Thegsten, einem Dorf an der Straße

„Ermland“. Mit uns haben viele „Ermländer“ nach dem Krieg, nach Flucht und Vertreibung hier in der Eifel eine neue Heimat gefunden. Und alle die mit der großen Weltpolitik zusammenhängenden Ereignisse und Umwälzungen habe ich mit meiner Mutter und meiner Schwester Waltraud am eigenen



- 1 = Mehlsack, Kaltblut-Gestüt Romanowski
- 2 = Kiwitten, Schul- und Kirchenort Scheer
- 3 = Thegsten, Wohnort Scheer

Leibe erfahren und erlebt. Es war eine sehr schlimme Zeit, besonders für ein kleines Mädchen von damals 9 Jahren. Meine Schwester Waltraud ist sechs Jahre jünger, sie hat das alles daher nicht so unmittelbar mitbekommen, nur einige, einzelne Ereignisse blieben ihr in Erinnerung.

Der Krieg war verloren, die deutschen Truppen zogen sich aus dem Osten immer mehr zurück, und im Januar 1945 wurde unsere Heimat von den vorstoßenden russischen Truppen besetzt. Und die jahrelange Gräuelpopaganda von den „barbarischen Untermenschen“ zwang viele, die Heimat zu verlassen und vor den heranrückenden Russen zu flüchten. Unsere Kreisstadt Heilsberg brannte eine ganze Woche lang, alles ging in Schutt und Asche auf. Da das Land sehr flach ist und man sehr weit sehen kann, war nächtelang der Himmel am Horizont blutrot und hell erleuchtet. Doch ich erinnere mich noch genau: Deutsche Soldaten hatten meiner Mutter geraten: „Bleibt zu Hause, ihr erfriert sonst!“ Schließlich war es mitten im Winter,

zwischen den Städten Heilsberg und Bischofstein, nicht weit von Rastenburg, durch die „Wolfsschanze“ und die Ereignisse um das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 weltbekannt. Die Volksschule besuchte ich in Kiwitten, wo auch unsere Kirche

war. Meine Heimat liegt genau in der Mitte von Ostpreußen, von der Eifel knapp mehr als 1250 km entfernt. Es ist dies das sog.



und der ist in Ostpreußen sehr hart. Also entschloß sich Mutter, mit uns zu bleiben. Das große Gut Prothmann bei unserm Dorf wurde dann nach dem Einmarsch der Russen von diesen weiter bewirtschaftet, und alle Frauen und größere Kinder wurden dort zur Zwangsarbeit verpflichtet – als Lohn gab es etwas zum Essen und Trinken. Während der Arbeit dort waren tagsüber alle Mädchen und Frauen sicher und „unter Aufsicht“, dennoch war es ganz selbstverständlich, sich das Gesicht mit Asche einzuschwärzen, um schmutzig, alt und unansehnlich zu wirken. Aber nachts kamen die Russen: „Du, Frau, kumm!“. In den riesigen Kornfeldern versteckten sich die verängstigten Menschen bei Wind und Wetter, um sich vor Übergriffen zu schützen, doch die Soldaten schossen mit ihren Maschinenpistolen über die Felder hinweg, um die Frauen herauszujagen. Ich kenne viele jungen Mädchen und Frauen, die an den Folgen der Übergriffe oder an den dadurch übertragenen Krankheiten gestorben sind. Ich selbst habe Glück gehabt. Die Eltern meines Vaters sind von Russen erschossen worden. Sie wohnten in einem Nachbardorf. Als meine Mutter und meine Tante hingingen, um nachzusehen, fanden sie sie unter umgestürzten und durcheinander geworfenen Möbeln tot auf dem Boden liegen.

So ging das Leben weiter bis zum Herbst 1946. Die Anordnung der russischen Besatzungsmacht, daß wir unser Haus und unsere Heimat zu verlassen hätten, war schon seit einiger Zeit bekannt. Aber es wurde für uns bittere Wirklichkeit, als plötzlich, eines Tages, Polen mit ihrem gesamten Hab und Gut vor unserem Haus standen, nun mußten wir raus. Mein Vater war noch nicht da. Also packte meine Mutter einen Handwagen mit einigen Kleinigkeiten, was sie als Allernötigstes betrachtete, oben drauf Waltraud, mir wurden dicke Säcke um die Füße gebunden, mehr recht als schlecht ein Schuh-Ersatz. Das Haus haben wir noch ordnungsgemäß abgeschlossen, den Schlüssel unter die Fußmatte gelegt, und zu Fuß ging es dann bis nach Heilsberg, ein Weg von etwa 12 km, wir brauchten dafür einen Tag: Meine Mutter und wir zwei Mädchen, meine Tante mit 3 kleinen Kindern und meine Oma mit 76 Jahren.

Dort stand ein Zug, wir wurden in einen Viehwaggon hineingepfercht, am Bahnhof mußten wir über Berge von Leichen steigen, der Handwagen blieb zurück, ein paar Taschen mit Einge- machtem, etwas Brot, ein kleiner Schinken, eben das Nötigste zum Essen. Meiner Oma wurde der dicke Wintermantel noch auf dem Bahnsteig von russischen Soldaten abgenommen, Mutter die Winterschuhe ausgezogen: Es war Mitte November! Dabei hatten wir noch Glück, unser Wagen war wenigstens überdacht, andere waren offen, die Menschen schutzlos Wind und Wetter, Regen und Schnee ausgeliefert. Viele sind während der Fahrt verhungert und erfroren. Dicht an dicht aneinander gepfercht schliefen wir übermüdet auf unseren Habseligkeiten ein. Ich werde nie vergessen, wie selbst in der Nacht die jungen Russen sich durch die Waggons zwängten, um junge Mädchen und Frauen herauszusuchen, wie sie sich den Weg freimachten und auf die herumliegenden Menschen mit dem Gewehrkolben einschlugen. Auch mich traf ein solcher Schlag auf den Kopf.

Wohin die Fahrt gehen würde, wie lange sie dauern sollte, wußten wir nicht, nur eines: In den Westen! Wir mußten unsere Heimat räumen! Bei jedem Halt verließen Frauen die Waggons, um etwas Nahrung für ihre Kinder zu erbetteln, und oft fuhren die Züge weiter, obwohl die Mütter noch nicht zurück waren: So erklärt sich das Schicksal vieler späteren „Suchkinder“ des Roten Kreuzes! Nach langer Fahrt - ich weiß nicht mehr genau, wie lange, es war wohl um die 9 Tage - kamen wir in Puhlow, auf dem westlichen Ufer der Peene, in Pommern an. Unsere erste



Bleibe war ein großer Raum, eine Art herrschaftlicher Rittersaal, wo wir mit fast 50 Menschen zusammen lebten, eine „Toilette“ in Form einer Tonne mit einem Brett auf dem Balkon, wir lebten sozusagen „von der Hand in den Mund“. Wir vegetierten mehr als wir lebten, unter diesen Bedingungen wurden wir alle krank, uns quälten Läuse, Krätze, Flöhe. Unsere Mutter setzte sich unermüdlich ein - wir haben es überstanden. Um überhaupt etwas zum Essen zu haben, haben



wir gebettelt - und auch gestohlen. Wir sammelten Kartoffeln, stillten den Hunger mit Futtererbsen, sammelten die Ähren auf, die noch auf den Feldern lagen und die meine Mutter zu Mehl verarbeitete. Sie baute sogar eine kleine Falle, um damit Vögel zu fangen!

Bald erkrankte ich schwer und wurde mit Hungertyphus ins Lazarett eingeliefert. Als ich zurückkam, hatten wir sechs Menschen eine „eigenes Wohnung“: ein kleines Zimmerchen auf dem Speicher eines alten Hauses. Hier ging ich auch zur Ersten Kommunion. In dem rein evangelischen Gebiet war der Weg zur Hl. Messe sehr lang, wir mußten mit dem Schiff hinfahren. Der Gottesdienst fand in einer Scheune statt, zu einem gemütlichen Zusammensein nachher hatte jeder etwas mitgebracht. Meine Mutter hatte mir aus einem Bettlaken ein „weißes Kleidchen“ genäht. Die Nachbarn fragten mich, ob ich jetzt wohl einen Heiligenschein habe - mitten in der Diaspora

verstand nicht jeder, um was es bei diesem Fest ging. Insgesamt verbrachten wir hier etwa zwei Jahre.

Die Spur meines Vaters, der 1938 eingezogen wurde und einmal für ein paar Tage auf Heimaturlaub in Thegsten war, verlor sich in Rußland. Wie er später in Tirol auf einem Bauernhof gekommen ist, kann ich nicht sagen. Jedenfalls lebte er hier in den Jahren, aber letztlich doch eine Bleibe bekamen, wenn auch nur ein karges Zimmer mit spärlicher Möblierung, und zwar im Elternhaus von Ernst Schröder. Dankbar erinnere ich mich an die Fürsorge des Ortspfarrers, Rektor Ehses, der uns Mädchen ohne viele Fragen Unterkunft und Verpflegung im Kinderheim gewährte. So konnte meine Mutter sich auf die Suche nach der nötigsten Einrichtung und etwas Brennholz machen. Schulunterricht hatten wir bei dem Lehrer Heinz Hecker, der später bekanntlich der erste Rektor der neuen Hauptschule in Blankenheim war.

1949 kam unser Vater, der uns nach langem Suchen gefunden hatte, zu uns zurück. Waltraud ist dann in Ahrhütte zur Erstkommunion gegangen. Die Eltern fuhren von Ahrhütte fast täglich mit dem Fahrrad in den Salchenbusch zum Arbeiten. Durch die staatliche Siedlungsgesellschaft erhielten wir dann als Heimatvertriebene nach einiger Zeit das Angebot zum Kauf des Hauses „Juene“ auf dem „Dörfer Kippelberg“, dessen Bewohner kurz vorher nach Köln umgezogen waren. Waltraud und ihrer Familie wohnen dort noch heute.

Auch wenn ich damals noch sehr jung war, so habe ich die Ereignisse doch nie vergessen können. Und ich bin froh, daß ich sie hier einmal darstellen kann. Ich bin dreimal in der alten Heimat gewesen, es waren aufregende, sehr anstrengende, aber auch sehr schöne Tage. Der regelmäßige „Ermland - Brief“ hilft, daß die Verbindung zur alten Heimat und den Menschen, die mit uns dort gelebt haben, nicht abreißt. Aber seit fast 60 Jahren lebe ich nun hier in Blankenheimerdorf, ich fühle mich wohl hier.

Und wir konnten unsere Goldene Hochzeit feiern, das war ein schönes Fest.